



Die Ernte meiner Jahre.

Von Luther Burbank.

Luther Burbank war der genialste Gärtner der Welt. In Amerika, wo sein Name ebenso populär ist, wie die Namen seiner Freunde: Ford und Edison, erscheinen jetzt seine Memoiren, die er kurz vor seinem Tode (am 2. März 1926) geschrieben hatte.

Die Ernte meiner Jahre, die Arbeit, die vollendet ist, die Hoffnungen, die sich verwirklicht haben, besteht in Blumen und Bäumen, in Sträuchern, Samen und Reben, die jetzt in beinahe jedem Klima und fast allen Ländern der Erde wachsen und sich vermehren.

Von Anfang an war meine Arbeit durchaus praktisch. Ich sah das Bedürfnis nach größeren Ernten, nach verbesserter Qualität und widerstandsfähigen Pflanzen und machte mich daran, mit der Natur zusammen für dieses Ziel zu arbeiten.

Man zeige mir eine Stadt, in der keine Bäume sind, und ich will Ihnen eine Stadt zeigen, die Sie als Wohnort für sich und Ihre Familie meiden müssen. Gehen Sie durch die Viertel, in denen Not und Elend und Verdrachsen haufen und Sie werden glücklich sein, wenn Sie nur irgendwo den kleinsten und verkümmertesten Baum finden.

Korn und Tomaten.

Mein Traum, mein Leben der Zucht und der Verbesserung schönen, schattenspendenden Bäumen zu widmen, wurde nicht erfüllt. Die praktischen Forderungen von Pflanzern und Gärtnern nahmen mir meine Zeit, und ich war nie imstande, mit den Bäumen auch nur entfernt das zu unternehmen, was ich erreichen wollte. Ich kreuzte viele Arten von Walnussbäumen und entwickelte aus ihnen drei neue Bäume, die für die Welt wertvoll werden können. Vor allem ein Hartholzbaum, der im gemäßigten Klima sehr schnell heranwächst und allen praktischen Anforderungen entspricht, wie die Holzindustrie sie stellt.

Inzwischen aber führten mich meine Arbeiten immer mehr zur Verbesserung von Obst-Früchten und zur Entwicklung neuer Varietäten hin. Ich kann jetzt mit Befriedigung auf all die neuen Pflaumen-, Kirschb., Birnen- und Kastanienarten sehen, die auf meiner Farm zuerst geblüht und Frucht getragen haben. Werwölfe für die Welt sind

aber nicht nur die neuen Bäume, sondern vor allem die neuen Ideen, die dabei gefunden und entwickelt wurden zum Nutzen der Farmer und Gärtner.

Fünfundzwanzig Jahre arbeitete ich mit Korn und mit Tomaten (die in meiner Jugend noch für giftig galten), ich habe eine langjährige Bekanntschaft mit Pfeffer, Artischofen und Spargeln und ich kenne überhaupt keine Pflanze, die nicht für den Züchter ein interessantes Versuchsfeld wäre. Denn es gibt eine endlose Liste von Gewächsen, an die heute kein Mensch denkt, die man eines Tages pflanzen und verbessern wird, bis sie den Nahrungsmitteln der Welt eingereiht sind. Diese Lehre, die ich jahraus, jahrein gepredigt habe, hat Anteil an meiner Arbeit und Anteil an dem, was ich erreicht habe.

Um 1900 herum erreichte ich die Höhe meines Lebenswertes und fing an bekannt zu werden. Das waren große Jahre, angefüllt mit Aktivität und Experimenten. In acht Jahren hatte ich nicht weniger als 700 Varietäten von Blumen, Bäumen, Büschen und Lehren entwickelt und genügend Zeitungsnotizen erhalten, um selbst Paruum zufriedenzustellen.

Das Kaktus-Experiment.

Zur selben Zeit begann meine Arbeit an Kaktus mit dem Ziel, die Stacheln von den Pflanzen zu entfernen und ihre Größe und ihren Nährwert zu verbessern und auf diese Art etwas hervorzubringen, was für unsere großen Wüstenländer im Südwesten wertvoll und nützlich werden könnte.

Das waren die ausgedehntesten, die kostspieligsten, die schmerzvollsten, die schwierigsten — und die interessantesten Einzelexperimente meines Lebens. Zunächst gab es mehr als tausend bekannte Arten, die ich soweit als möglich sammeln mußte. Ich mußte Sammlern viele Tausende bezahlen, um sechshundert Arten auf meiner Farm zusammenzubringen. Die Qual und die Pein dieser Experimente würde ich um keinen Preis der Welt zum zweitemal auf mich nehmen. Ich kannte wohl die Schmerzhaftigkeit und manchmal geradezu gefährliche Natur der Wunden, die Kaktusstacheln verursachen. Ich suchte mich in acht zu nehmen. Aber es wurde mir augenblicklich klar, daß ich mit Glatthandschuhen nicht weiter kommen konnte, wo es galt. Tan-

sende von Pflanzen tagtäglich zu behandeln. So biß ich den die Zähne zusammen, machte die Augen zu und ging in den Kampf. Ich ging daraus hervor, über und über zerstoßen und mit Stacheln so bedeckt wie ein Nadelkissen. Ich bin überzeugt, daß im Laufe der Zeit meine Haut von mehr als einer Million scharfer Nadeln durchbohrt wurde und manchmal hatte ich so viele an den Händen und im Gesicht, daß ich sie mit einem Rasiermesser abschabte, weil ich keine Zeit hatte, sie einzeln herauszuziehen. Das war aber nur die eine meiner Schwierigkeiten.

Die Kaktusblätter sind schwer zu handhaben; sie wachsen enorm und erreichen oft eine beträchtliche Höhe. Daher war auch die Arbeit, die ich mit den Händen zu leisten hatte, außerordentlich.

Unverwundliches Leben.

Nehmen Sie ein Kaktusblatt, geboren aus tausend Generationen brennender Hitze, Angriffen von Feinden, Gewalt der Stürme, wasserloser Dürre des Sommers und bitterer, tödlicher Kälte des Winters. Werfen Sie es auf den Boden. Von den Augen auf der Unterseite werden Wurzeln wachsen. Von den Augen auf der Oberseite werden neue Blätter keimen. Wie ist das möglich? Es besteht doch nicht der kleinste Unterschied zwischen den Augen oben und unten. Was lehrt den Kaktus auf diese Art sein Leben zu erhalten, sich anzupassen an die schwierigsten Umstände, das Richtige zu tun zur rechten Zeit und zum rechten Ende? Verehrung! Die Lehren, die seine Vorfahren annahmen durch bittere und beinahe tödliche Erfahrungen. Werfen Sie den Trieb einer Rose auf den Boden; er wird sich zusammenrollen und absterben wie ein Fisch außerhalb des Wassers.

Legen Sie ein Kaktusblatt in einen dunklen Keller. Beinahe jede andere Pflanze würde in wenigen Tagen dort zugrunde gehen. Lassen Sie den Kaktus so liegen, acht Monate oder ein Jahr; und wenn Sie dann nach ihm sehen, so werden Sie finden, daß er zwei, drei oder ein halbes Dutzend bleiche, schwächliche Blätter gerrieben hat — und daß er lebt, sich wehrt und geradezu in die Höhe schießt, wenn Sie ihn in den schlechtesten Winkel Ihres Gartens pflanzen. Ich hing einmal eine Kaktus in einen Baum, vier Jahre lang und als ich sie dann einpflanzte,

begann sie innerhalb von zehn Tagen wieder zu wachsen. Ich legte das Blatt einer Skatze auf ein Bord, das vier Fuß über dem Boden stand, und entdeckte eines Tages, daß dies Blatt neue Blätter trieb und daß Wurzeln sich an der Wand entlang tasteten zu der Erde, die so weit entfernt war. — Wissen Sie, man kann nicht sechzehn Jahre lang sich intensiv mit einer Pflanze, ihrer Geschichte und den intimen Details ihres Lebens beschäftigen, ohne eine gewisse Bewunderung für sie zu gewinnen, selbst dann, wenn man sich mit Vergrößerungsglas und Lupe tagtäglich achtzig bis neunzig spitze Nadeln aus der Haut ziehen muß.

Man hat anfangs gesagt, daß mein neuer, stachelloser Skatze praktisch nutzlos sei, aber dieses Gerücht ging mir zum einen Ohr herein und zum andern wieder heraus. Ich habe ihn nur hervorgebracht und es ist mir gleich, was die Menschheit damit anfängt und wie sie ihn am besten nutzbar macht.

Er kann auf Hunderttausenden von Heilaven wachsen, die jetzt Wüste sind, bei einem Minimum an Pflanze und Sorgfalt; er besteht zu mehr als neunzig Prozent aus Wasser, Zucker und wertvollen mineralischen Bestandteilen. Er bringt Mengen von einhundertfünfzig bis dreihundert Tonnen auf dem Acker hervor und nach fünf bis sechs Jahren ein Drittel dieses Gewichtes an Früchten, die nahrhaft und wohlschmeckend sind, und er vermehrt sich durch Teilung unendlich

und mit unglaublicher Geschwindigkeit. Nichts kann ihn töten. Eine derartige Pflanze braucht keine Empfehlung mehr.

Ich schreibe hier keinen Prospekt, ich selber habe nicht eine einzige Pflanze zu verkaufen, seit vielen Jahren nicht. Ich wollte nur erzählen, welche ein erstaunliches Experiment es war und wie reich es sich für mich gelohnt hat, durch neue Erkenntnisse und unendliches Interesse, von allem anderen abgesehen.

Schönheit an den Börsenplätzen.

Von allen meinen Werken sind die Blumen, die ich geschaffen habe, vielleicht das unwichtigste, weil sie zum materiellen Wohl der Welt am wenigsten beigetragen haben. Aber wieder und wieder habe ich gesagt, daß das Streben nach Schönheit und das Bedürfnis nach Dingen, die grazios und lieblich sind, ebenso lebenswichtig ist wie das tägliche Brot.

Es war mir sehr interessant zu beobachten, daß „Schönheit“ nunmehr endgültig als ein Wert an den Börsenplätzen der Welt eingeführt ist. Lange, bevor das allgemein verwirklicht war, habe ich die Doktrin der Schönheit gepredigt und habe gesagt, daß sie für die Menschheit ebenso notwendig sei wie die Erhaltung der Art, auch wenn diese Notwendigkeit nicht so stark und lebendig empfunden würde. Sechzig Jahre habe ich so gesprochen und wäre ein Prediger in der Wüste ge-

blieben oder als ein Sonderling betrachtet worden, den man belächelt, wenn ich nicht meine Lehre auch bewiesen hätte.

Philosophie des Gärtners.

Was ist denn das Nobel in der Welt? Nicht Kommerzialisierung, Kinos, Krieg, sensationslüsterne Zeitungen, unfröhliche Literatur, kurze Röde, Alkohol und Jazz. Es ist der Geist und die Tendenz, in denen die Menschen befangen sind. Das was wir für unser Ich und die Welt zu erringen trachten, hat Gewicht; und wenn ein Automobil, ein Grammophon und ein Fußball-Abonnement alles sind, wonach wir streben, dann wird das auch alles sein, was wir bekommen, und unser Beitrag zu dem ganzen Lebens-Unternehmen wird so nichtig sein, als ob wir Hottentotten wären. Der gegenwärtige Stand der Zivilisation kommt nicht aus der Länge der Zeit, während der wir Religionen oder Erziehung, Wissenschaft oder Ideale gehabt haben. Die Zivilisation von heute ist das Ergebnis des Gebrauchs, den wir von diesen Faktoren gemacht haben.

Ich glaube an die Unsterblichkeit des Einflusses. Einfluß ist das Recht, mit dem wir geboren werden, und unsere Grabinschrift. Er kann uns ehrender und ohne Folgen lassen und er ist imstande, unseren Namen vorwärts zu tragen durch die Jahrhunderte.

Luther Burbank starb am 25. März 1926.

Aus einem Gedichtzyklus: „Bergleute“.

Von Kurt Klüber.

III.

Der junge Bergmann.

Er geht den gleichen Weg wie seine Väter,
So eingebogen ist sein junger Gang.
Er ähneln einem hoffnungslosen Veier,
Nichts ist in ihm von Freude und Gesang.

Dampf brüllt der Berg nach seinen jungen Schritten.

Die Essen schlendern Rauch. Sie glühen rot.
Er ist durch alles nur hindurchgeschritten.
Er weiß den Weg. Er weiß auch das Gebot.

Und hebt er schon in seinen dünnen Händen
Die schwere Schaufel, wachtern, heiß und naht.
Er weiß, dies dunkle Leben wird nicht enden,
Und wiegt und hebt sich doch in seinem Takt.

Das Menschenpferd.

Von Felix Kleinmann.

„Wenn ich sechs Hengste kaufen kann,
Sind ihre Kräfte dann nicht meine,
Ich renne hin und bin ein rechter Mann,
Als hätte ich vierundzwanzig Weine.“

Ich kann mir ein Pferd kaufen und dieses Pferd für mich arbeiten lassen. Gibt es nichts zu tun, so stelle ich es in den Stall. Im übrigen bekommt es sein Futter. Nicht aber kann ich mir einen Menschen kaufen, auf daß er für mich arbeite gegen Stall und Futter. Denn ein Mensch ist kein Pferd. Er verkauft niemals sich selbst, sondern immer nur einen Teil seiner Arbeitskraft. Es wäre gemein von mir, einen hungrigen Menschen zu mieten und ihn zu sagen: „Da ich dir zu essen gebe, sollst du mein Arbeitsgaul sein. Sei froh, daß du einen mistigen Stall und ein hinlängliches Futter hast. Solltest du etwa Wünsche haben noch hierüber hinaus, so ist dies unerschäm, denn siehe ich

habe dich ja gemietet! Ich habe dich gemietet zur Arbeit, nicht aber für mehr. Für mich giltst du nicht als ein Mensch, sondern als ein Gaul, und ich will, daß dieses Geschäft für mich zum Vorteil sei. Denn um reich zu werden, wie ich will, brauche ich deine Armut. Deine Gefühle, deine Wünsche, Neigungen und Befähigungen gehen mich nichts an. Was geht es mich denn an, ob etwa mein Pferd bescheiden nachdenken oder fröhlich auf grünen Wiesen springen will? Ich spanne es gleichviel bei alledem vor den Wagen. Denn zum Ziehen ist es da. Und so auch sollst du dasein zum Arbeiten. Zehn Stunden für mich, acht Stunden für den Schlaf, drei Stunden für Woge, Essen und lala — der Rest sei dein. Es sind drei Stunden; abends von 8 bis 11 Uhr. Viel zu viel für dich Ros!

Kleine Novelle.

Von Klüber.

Mit Ambrosio ging es zu Ende. Schwer schnaufend lag er im Bett. Am Nachmittag war der Arzt noch einmal gekommen. Aber da war ja wohl nichts mehr zu machen. Gina schlief wie eine Kake lautlos um ihn herum. Er tat, als bemerkte er sie nicht. Aber unter den halbgeschlossenen Lidern hervor verfolgte er jeden ihrer Schritte. In aller Deffentlichkeit ließ sie ihn verreden. Sie nahm sich nicht einmal Mühe, die Türe nach dem Gastzimmer zu schließen, wo das mechanische Klavier den Tripolismarsch und die Giobinezza stampfte. „Giobinezza“, auch er, Ambrosio, war einmal jung gewesen, so jung wie es Gina noch jetzt war. Aber mit fünfzig Jahren nach dem Ratschluß der Heiligen schon zum alten Eisen geworfen zu werden, hatte er, Ambrosio Dazzi, Wirt zur Osteria Valetta, ein so klägliches Ende verdient?

Gina holte alle Augenblicke ein Viertel oder einen Halben Rostrano, Barbera oder Dolce. Draußen auf der Boccabahn sprangen die Holzfügel. Auf dem Steinfußboden des Wirtszimmers schleiften zwei tragenlose Jünglinge

einen Tanz von fragwürdiger Eleganz zu den Taktten glorreicher italienischer Kolonialmärsche. Hin und wieder warfen sie einen Blick in das halbdunkelte Zimmer, wo Ambrosio wie ein bissiger Käfer sich um einen blutigen Knochen, sich mit dem Tod um ein bißchen Leben herumbiß. Es war schon spät. Die letzte Partie Bocca wurde angefangen. Die beiden Tänzer verschwanden.

Endlich war kein Gast mehr im Hause. Gina drehte die Lichter über der Boccabahn aus. Dann machte sie Kasse. An den sterbenden Mann in der Kammer dachte sie nur flüchtig. Die letzte Deltung hatte er schon am Spätnachmittag erhalten. Ihm konnte nichts mehr passieren. Mit allzu großem Bedauern sah sie ihn nicht scheiden. Er war fast doppelt so alt wie sie. Sie hatte ihn nur des Geldes wegen genommen. Das wußte er. Aber sie war ihm nichts schuldig geblieben.

Als sie abgerechnet hatte und gerade das Licht ausdrehen wollte, hörte sie in der Kammer ein Geräusch, ein tiefes, schreckliches Röcheln, einen zischenden Seufzer, dann war alles still. Sie trat in die Kammer. Ambrosio lag steif und stumm da. Bei seinem Anblick kam eine große Ruhe über sie, aus der erst ein Gefühl der Freude krieg, das plötzlich in einen Jubelschrei ausbrach: Er ist tot! Er ist tot! Ich bin erlöst! Ich bin frei! — Sie lief in den Gastraum zurück und warf gleich Geniesimi in das mechanische Klavier: Giobinezza! begann es zu jauchzen, und „Giobinezza! Giobinezza!“ jauchzte auch Gina und drehte sich tanzend im Kreise. Immer wenn sie an dem großen Spiegel vorbeikam, der in einer Ecke stand, warf sie sich eine Kusshand zu.

Als sie zum fünften Male sich vor dem Spiegel drehte, weiteten sich ihre Augen vor Entsetzen. Sie blieb angewurzelt stehen und sah im Spiegel, wie in der Totenkammer der Tote sich erhob und mit steifer, feierlicher Geste auf sie zuschritt. Sie wollte um Hilfe schreien. Aber sie konnte keinen Laut von sich geben. Das

mechanische Klavier hielt mit einem Rad an, da hatte Ambrosio sie erreicht. Seine starren Totenfingerringe krallten sich um ihren Hals.

Am nächsten Morgen fand die Dienstmagd vor dem zerbrochenen Spiegel die beiden Leichen.

Der Sowjet-Teufel.

Von J. K. Sokolow-Militow.

Diese Geschichte hörte ich zum erstenmal von meinem Freund und Gevatter, dem Schmied Maxim. Er kam zu mir gegen Abend, setzte sich auf die Bank, lächelte. Und schon an diesem Pöckeln erkannte ich, daß er mit einer Neugier zu mir gekommen war.

Er sah lange bei mir, rauchte selbstgedrehte Zigaretten, schielte durchs offene Fenster auf den trockenen Weg, auf dem Hühner herum-liefen. Er war mager, mit weißen Augenbrauen und Wimpern, mit rufgeschwärztem Gesicht. Seine blonden Haare quollen unaufhörlich unter seiner Federmütze herunter auf seine niedrige Stirn.

Er erzählte von den Auerhöhen, von der Ernte, von den Bauern aus Saugorj, die auf Tagelohn gearbeitet hatten, und nun ohne Geld zurückkamen. Dann blinzelte er mir zu und fragte verschmitzt:

Haben Sie vom Sowjet-Teufel gehört?

Vom Teufel? fragte ich erstaunt.

Hehe, antwortete Maxim, also nicht gehört? ... So, so... Eine feine Sache, Brüderchen.

Erzähle, hat ich.

Maxim lächelte, sah mich von der Seite an, warf den Zigarettenstummel aus dem Fenster nach dem rotschillernden Hofhahn und legte seine großen schwieligen Hände auf die Knie.

Nun, die Sache war so, sagte er mit einem Augenzwinkern und die Hand auf dem Knie reibend, lebte da unten Kupawka ein altes Weiblein, hungerte. Na, und ihr Söhnchen trieb sich in Amerika herum. Dieser Tage läßt sie der Vorsitzende des Exlativkomitees holen. — Sind Sie Aljinja, nu sagen wir mal, Astrychina? — Jawohl, Väterchen. — Und haben Sie in Amerika Ihren einzigen leiblichen Sohn? — Jawohl, jawohl, Väterchen, fünfzehn Jahre ist er schon weg. — Nun, also, ist für Sie aus Amerika eine Ueberweisung von 500 Rubeln von Ihrem Sohn gekommen. — So, so, Väterchen. — Dann müssen Sie jetzt zur Post gehen, das Geld abzuholen. — Jawohl, ich höre, Väterchen. — Und zum Postdorf sind's etwa fünfzehn Werst. — Nun, denkt die Alte, heute ist es mir schon zu spät, der Weg ist weit, ich gehe lieber morgen. — Und am anderen Tage war eine neue Verhinderung — die Kuh kalbte. Na, ja... In der Nacht schläft das Mütterchen unterm Pelz auf dem Ofen; plötzlich hörte sie ein Klopfen. — Wer ist da? Mach auf? — Sie öffnete, und — siehe da — in die Stube stapft ein Teufel hinein mit Hörnern, mit allem, was drum und dran ist, und einem langen, langen Schwanz...
Gut gemacht, mußte ich lachen...

Nun klar — die Alte fiel auf den Fußboden, nun und der Teufel hob sie am Büdel hoch, setzte sie auf die Bank und fragte so ganz leise: — Nun, sag mal, Großmütterchen, bist du neulich auf der Post gewesen und hast dir die 500 Rubel Geld abgeholt? — Und die Alte kam vor Schreck kaum die Zunge bewegen. — Nein, sagt sie, ich habe das Geld nicht bekommen. — Und warum hast du das Geld noch nicht bekommen? — Weil meine Kuh gekalbt hat und weil es so weit bis zur Post ist. — Wann wirst du das Geld bekommen? — Ja, wenn ich noch am Leben bleibe, gehe ich morgen noch vor Sonnenaufgang hin. — Nun, schön, da hast du mei-

nen Teufelsbefehl: warte auf mich morgen um diese Zeit und halte das Geld bereit! — Nun, und darauf drehte er die Hörner nach der Tür und verschwand. Na also, ganz früh am nächsten Morgen machte sich die Alte auf den Weg. Sie kommt nun zur Post. — So und so, sagt sie, mein Sohn hat mir Geld geschickt, könnte man es vielleicht bekommen? — Jawohl, antwortet man ihr, 500 Rubel sind für Sie da, Sie können Sie gleich bekommen. — Ach, Väterchen, geben Sie mir doch bitte nicht das ganze Geld auf einmal, sagte die Alte, geben Sie mir zuerst nur 50 Rubel. — Nein, sagt man ihr, das geht nicht. Aber warum wollen Sie denn nicht alles auf einmal haben? — Ja, so und so, der Teufel ist gestern gegen Mitternacht bei mir gewesen, hat gesagt, er käme wieder, und ich soll ihm das Geld bereit halten, — und da will ich lieber nicht das Ganze geben. — Wieso der Teufel? — Jawohl, der Teufel, der leibhaftige Teufel — mit Hörnern und einem langen, langen Schwanz. — Das kann aber nicht sein! — Wieso kann es denn nicht sein, wenn ich ihn mit meinen eigenen Augen gesehen habe — ich bin ja nur mit knapper Not am Leben geblieben... Nun also, der Postvorsteher nahm sich der Sache an. Er holte die Miliz, den Kriminaldienst — alles, wie es sein muß. — So und so, der Teufel pflegt diese Großmutter zu besuchen; vielleicht kann man ihm die Hörner abbrehen. — Also sind die Miliz und der Kriminaldienst mit der Großmutter ins Dorf gekommen und befohlen ihr, sie im Flur zu versteinern. — Du sollst keine Angst haben, Alte, mach auf, wie er nur klopfen wird, — nun, und wir wollen uns mal ansehen, was es für Teufel auf der Welt gibt. —

Nun gut. Kaum hat es Mitternacht geschlagen, da wird geklopft. Die Alte ging, um zu öffnen, aber ehe sie den Riegel ganz zurückgeschoben hatte, drang der Gehörnte schon hinein. — Nun, bist du auf der Post gewesen? — Jawohl, Väterchen. — Hast du das Geld bekommen? — Jawohl, Väterchen! — Nun, gib her! — Nimm's dir selber! — In der Klonenecke liegt es — zu Füßen des Heiligen Nikolas, des gottgefälligen Mannes. — Ich will mit Gott nichts zu tun haben, sagt er, gib mir das Geld selbst! — Also nahm sie das Geld aus der Klonenecke und überreichte es dem Teufel. Der Teufel nahm das Geld und steckte es in sein Gewand, aber kaum war er in den Flur gekommen, als die Beamten des Kriminaldienstes ihn, wusch, an den Hörnern faßten. Sie schleppten ihn also in die Wohnstube zurück und begannen an den Hörnern zu rütteln — der Döhrentopf fiel herunter. Sie sahen und wollten ihren eigenen Augen nicht trauen...

An dieser Stelle hielt Maxim inne schv'rite Atem und sah mich mit einem Ausdruck an, als ob er die größte Spannung bei mir erwartete.

Nun, und wer war es? fragte ich.

Darunter war, Brüderchen, ich mein liebes, der Vorsitzende des Exlativkomitees, fuhr Maxim, nachdem er sich verjähnt hatte, vergnügt fort. — Nun, also hier brachte man ihn, so wie er war, zur Miliz und von da aus zur Stadt. Nun, und da überlegte man sich, was soll man mit so einem anfangen: ihn dem Gericht übergeben oder von sich aus etwas aufbrummen. Und man beschloß, diesen Teufel in allen Dör-

fern herumzuführen, zum Gespött des Volkes. Schon die dritte Woche wird er so herumgeführt in allen Dörfern... Nach Moskau hatte man ihn bereits gebracht, nach dem Kreml...

Und womit füttert man ihn denn, fragte der unauffällig vor das Fenster gekommene Daniel — ein Männlein klein von Wuchs, rot-haarig, mit einem von Sommerprossen blühenden Gesicht.

Na, womit pflegt man denn einen Teufel zu füttern?

Mit Birkenruten.

Ei, ist das Volk aber schlau geworden, fuhr Daniel fort und lugte in mein Fenster hinein, — was es sich nur nicht alles ausdenkt! —

Ja, — antwortete Maxim, und wandte den Blick von Daniel ab, — das Volk ist jetzt pffiffig geworden, so leicht steckt man es nicht mehr wieder in den Sack...

Er schloß, holte tief Atem, wie er gewohnt war, und ließ den Blick auf seinen schweren, schwarzen, knöchigen Händen ruhen.

Die Probe.

„Tulpenblatt,“ sagte Lewy, indem er in das Bureau seines Geschäftsfreundes eintritt. „Hör! Ich übergebe dir 10.000 Bloty zur Aufbewahrung, weil ich aufs Land reife und soviel Geld nicht mitnehmen möchte.“

„Mit Vergnügen, lieber Lewy! Sofort gebe ich dir eine Quittung. Uebrigens, mein Buchhalter und mein Prokurist sind ja bei unserem Gespräch anwesend, also ist eine Quittung nicht nötig.“

Es vergeht ein Monat. Lewy ist zurückgekehrt und stürzt sofort zu Tulpenblatt.

„Servus, lieber Tulpenblatt! Ich komme um mein Geld.“

„Dein Geld?“

„Was heißt das? Ich habe dir doch 10.000 Bloty zur Aufbewahrung übergeben.“

„Mir? Bist wohl nicht recht gescheit! Habe von dir überhaupt kein Geld bekommen!“

„Du scheinst mir verrückt zu sein!“ schreit Lewy. „Dein Buchhalter und dein Prokurist waren doch Zeugen!“

Tulpenblatt holt seinen Buchhalter und Prokuristen.

„Bitte, meine Herren, können Sie sich erinnern, daß mir Herr Lewy irgendwann 10.000 Bloty übergeben hat?“

„Wir wissen von nichts! Nichts haben wir gesehen.“

„Ich laufe zur Polizei!“ schreit Lewy.

„St—t—st, reg' dich nicht auf,“ beschwichtigt ihn Tulpenblatt. „Hier hast du dein Geld. Ich wollte mich nur vergewissern, ob ich mich auf mein Personal verlassen kann.“

(„Glos Prawda“, Warschau.)

Filmzauber auf der Robinson-Insel.

Nach einem neunwöchigen Aufenthalt auf Tabago, der der Küste von Venezuela vorgelegerten kleinen Antilleninsel, hat jetzt der englische Filmregisseur Wetherell den Robinson-Cruzo-Film fertiggestellt. Die Insel Tabago gilt als die Landschaft, in die Daniel Defoe den Helden seines berühmten Romans gestellt hat. Sie bietet jedenfalls, wie Wetherell erklärt, jenseitige Bilder und klimatische Verhältnisse, wie sie für die Zwecke des Films nicht besser gedacht werden können. Wetherell, der in seinem Werk zugleich die Rolle des Helden darstellt, war in der glücklichen Lage, in den Eingeborenen und den weißen Pflanzern Darsteller zu finden, die er brauchte. Er hatte eine Kompanie von hundert Regern, während die Besatzung des englischen Schiffs und die Reuterer von den weißen

Allerlei.

Pflanzern dargestellt wurden. Einen wertvollen Fund machte man mit der Entdeckung des „Freitag“ in der Person eines jungen Schwarzen, der sich seiner Erklärung nach schon einmal bei einer Schulaufführung als Schauspieler betätigt hatte. Bei der Probe konnte man feststellen, daß der Schwarze ein bedeutendes schauspielerisches Talent besaß. Dazu gab die Insel für die Hauptfiguren den schönsten landschaftlichen Hintergrund, der der Schilderung des Romans aufs genaueste entsprach. Bei seiner Tätigkeit konnte sich Weibereil überzeugen, daß die Erfindung der Insel in der Uebersetzung der Regel witzigste, die nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß der Held des Romans von Desoe wirklich und wahrhaftig an diesen Gestaden gelebt hatte. Ja, man erklärte sogar allen Erutes, daß auf der Insel ein feinerer Mann lebe, der Robinson Crusoe noch gesehen haben wollte. Nachdem die englische Filmgesellschaft einige Wochen gearbeitet hatte, verbreitete sich unter den Eingeborenen das Gerücht, daß die Filmaufnahme nur eine Finte sei, daß in Wahrheit die Engländer nur gekommen seien, um nach dem Schatz Robinson Crusoes zu suchen, denn man glaubt auf Tabago freis und fest, daß Crusoe von dem gescheiterten Schiff einen wertvollen Schatz an Land gebracht und ihn in einer Höhle der Insel vergraben habe. Man war seitdem den Engländern gegenüber mißtrauisch, doch gelang es der Uebersetzungskunst Weibereils, den Verdacht der Eingeborenen zu zerstreuen.

Wissen Sie schon?

Männliche Kostlos und männliche Mäden streuen nicht, ihnen fehlt der Saugrüssel.

Vampyr (ursprünglich serbisch) heißt auch heute noch in den Donauländern und in Griechenland allgemein ein Verstorbenen, der angeblich nachts dem Grab entsteigen soll, um Lebenden das Blut anzufaugen. Als Gegenmittel hilft nach dem Volksaberglauben nur das nächtliche Ausgraben der Leiche, deren Herz man dann durchbohrt, ihr den Kopf abschlägt oder sie verbrennt.

Das Land der Teetrieger. Großbritannien konsumiert über die Hälfte der gesamten Teeernte.

Donner, das auf einen Blitz folgende laute Geräusch, entsteht durch die plötzliche Erschütterung der Luftteilchen durch den elektrischen Funken. Das öfter wahrnehmbare Rollen desselben hat seinen Grund in der Zurückwerfung des Schalles von den Wolken und der Erdoberfläche, das mitunter mehrere Male sich wiederholende Anschwellen darin, daß der vorhergegangene Blitz auf mehreren elektrischen Entladungen zwischen verschiedenen, also ungleich weit entfernten Wolken besteht, so daß die von ihnen ausgehenden Erschütterungen der Luft das Ohr erst nach einander erreichen.

Cognac heißt eine Stadt im französischen Departement Charent, die berühmt geworden ist als Hauptniederlage des in der Umgegend erzeugten Weinbrandes, der, ursprünglich weiß und wasserhell, durch die Lagerung auf eigenen Fässern weingelbe Färbung annimmt.

Merkwürdige Sitte. In einigen indischen Stämmen gilt es als unschicklich, daß die Schwiegermutter mit ihrem Schwiegerohn spricht.

Parzen hießen in der antiken Mythologie die jedem Feind Los zuteilenden Widrigkeitsgöttinnen, drei Schwestern, von denen Klotho den Lebensfaden spinnt, Lakheis ihn häßt und Atropos ihn abschneidet.

Karl Vöbeler, ein deutscher Buchhändler, der von 1801 bis 1859 lebte, hat sich einen bleibenden Namen erworben durch die von ihm verfaßten und verlegten Rechenrübchen.

Das neue Millionärsviertel von New York.

Mit wachsendem Reichtum, den die bestehenden Klassen der Vereinigten Staaten dem Kriege und der Nachkriegszeit verdanken, hat sich auch eine Verschiebung im Wohnsitz der Reichen vollzogen. Bisher war das Quartier der oberen Biedermeier die Fifth Avenue in New York, die aber heute hinter der Park Avenue zurücktritt, wo sich die reichen Leute neuerdings mit Vorliebe niederlassen. Nach den Aufstellungen der Zensuskommission dieses neuen Millionärsviertels beläuft sich New Yorks Park Avenue 4000 Familien mit ihren 16.000 Köpfen, die Jahr für Jahr, nach der amtlichen Einschätzung, um 250 Millionen Dollar für ihren Lebensunterhalt ausgeben. Das Einkommen dieser Familien schwankt zwischen einem Minimum von 50.000 bis zu einem Maximum von 1.000.000 Dollar. Im Durchschnitt ist das Jahreseinkommen der dort wohnenden Familien auf 100.000 Dollar zu schätzen. Personen mit einer Jahreseinknahme von 50.000 Dollar gelten in der Park Avenue als arme Schlucker, die sich tunlichst einschränken müssen, um sich halbwegs anständig durchs Leben zu schlagen. Der Luxus, der hier entfaltet wird, läßt den der 5. Avenue, den man vor 25 Jahren als das Höchstmäß gesellschaftlicher Spulerei betrachtete, geradezu als harmlos erscheinen. Die Modelorginieren von damals sind gegen die, die heute in dem neuen Millionärsviertel residieren, bescheidene Existenzen, die heute ihren Rang nicht mehr behaupten könnten.

Strassenbahnwagen aus Aluminium. Die Cleveland Railway Co. hat als erste Gesellschaft in den Vereinigten Staaten einen Strassenbahnwagen in Betrieb genommen, der, mit Ausnahme der Räder, ganz aus Aluminium konstruiert ist. Der Wagen wiegt 30.200 englische Pfund, während die gewöhnlichen Wagen aus Stahl 43.200 Pfund wiegen. Die Zugkraft kann daraufhin um 20 Prozent herabgesetzt werden; hierdurch ist es möglich, die um etwa 10 Prozent höheren Herstellungskosten in anderthalb Jahren zu amortisieren.

Allerlei Hausrezepte

Beim Braten von Fisch tränke man einige Tropfen Zitronensaft ins Bratfett; das verbessert den Geschmack. Fügt man dem Fett etwas Salz bei, so läßt sich der Fisch wenden, ohne zu brechen.

Die Echtheit gefärbter Stoffe erprobt man sicher, indem man ein Stückchen des Stoffes anfeuchtet und damit auf weißem Papier reibt. Bleiben keine Flecke zurück, so ist die Farbe echt.

Angebrannte Aluminiumtöpfe reinigt man, indem man darin in Wasser eine Feinseife auflöst. Das Angebrannte kommt als Schaum an die Oberfläche, und der Topf kann mühelos gereinigt werden.

Hände, die von der Hausarbeit rauh und rot geworden sind, behandelt man mit einer Mischung von Glycerin und Zitronensaft zu gleichen Teilen. Ein- bis zweimal täglich tränke man davon nach dem Waschen einige Tropfen in die Hand und verreise gut.

Zitronen erhält man für einige Zeit frisch, wenn man sie auf einen flachen Teller legt und mit einem Wasserglas bedeckt. Man hebt das Glas erst auf, wenn man die Zitrone in Gebrauch nimmt, da sie durch den Eintritt der Luft fault.

Heiteres.

Ein interessanter Fall. In einer Klasse der Töchterchule zu W. spricht der Lehrer über das Nibelungenlied, zweiter Teil, wo Kriemhild im Hunnenland vermahlt ist und den Besuch der Nibelungen empfängt. Ueber das Erzählte hat die Klasse einen Aufsatz zu schreiben. Eine Schülerin läßt sich dabei unter anderem folgendermaßen aus: „Auf der einen Seite gebar Kriemhild dem König Etel einen Sohn, auf der anderen Seite brütete sie Rache.“

Ein linker Kopfrechner. Bjarner: „Ja, Vender in Odessa, ich weiß, die Hand des Herrn lastet gegenwärtig schwer auf euch Arbeitern. Aber wenn ihr heute nichts zu essen habt, dann betet nur fleißig, und Gott wird euch morgen das Doppelte beschenken.“ Arbeiter: „Dann freigen wir also zweimal nicht!“

Gallischer Humor. Vater Lukas bittet seinen Gevatter Gontrand um den Esel; er will auf den Markt. „Es tut mir herzlich leid, lieber Lukas, aber der Esel ist auf dem Feld. Wenn er da wäre, würde ich ihn mit Freuden hergeben!“ Noch ehe er zu Ende gesprochen hat, hört man den Esel im Stall schreien. „Na, höre mal,“ jagte Lukas, „dein Esel ist auf dem Feld, und ich höre ihn schreien!“ „Ich hätte nie geglaubt,“ versetzt Gontrand mit der Miene eines schwer befehdigten Mannes, „daß du einem Esel mehr Glauben schenkst als mir!“

Er kennt sich aus. Der kleine Johnny begleitet die Mama beim Schuheinkauf. Als der Verkäufer mit dem Anprobieren beginnt, sagt er: „Die ersten zehn Paar Schuhe brauchen Sie erst gar nicht zu probieren, die nimmt sie doch nicht.“

Der gehorsame Sohn. Moritz wird von der Mutter zum Einholen geschickt. — Eier, Butter, Fleisch und so. Er ist schon halbwegs die Treppen hinunter, da fällt der Mutter noch etwas ein. Sie beugt sich über das Geländer und ruft, was die Lungen hergeben wollen: „Moritz! Greif!“ — „Ich werd's ansehn!“ antwortet der Sohn.

Rätsel-Ged.

Silberrätsel.

Aus nachstehenden 36 Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren erster und vierter Buchstabe von oben nach unten gelesen ein Sprichwort ergeben: am at ba bar ber burg das dung el es gn grim i is Ki kam kan lan mer mo mo mu ner ni no not va fa se se spi ran te te tin za. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Stadt in Sachsen; 2. chemische Verbindung; 3. physikalischer Ausdruck; 4. Religion; 5. holländischer Philosoph; 6. geometrischer Ausdruck; 7. Inselgruppe im Atlantischen Ocean; 8. Figur aus Lohengrin; 9. Wolzertentrommel; 10. Wolf; 11. Volkstänze; 12. Schutzpatronin der Artillerie; 13. Schreibstift.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Arrios: Po—e—le.

Silberrätsel. 1. Wagnis; 2. Ema; 3. Reichenbach; 4. Fundament; 5. Rehsford; 6. Emauel; 7. Ute; 8. Rumeni; 9. Duffelstüb; 10. Eremit; 11. Ostrowo; 12. Harwich; 13. Rippon; 14. Gude; 15. Freitanz; 16. Käfer; 17. Sabarie; 18. Lindau; 19. Eisen; 20. Reford. — „Wer Freunde ohne Fische sucht, bleibt ohne Freund.“